

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 18.

Freitag, 22. Januar

1926.

### Die Lampe mit dem roten Schirm.

(17. Fortsetzung.)

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

„Einen kurzen Augenblick“, sagte Luz, „ich bin gleich fertig; dann kommst du an die Reihe. Im Schlafzimmer fand ich noch zwei sehr interessante Beweisstücke.“ Und er nahm aus seiner Tasche einen kleinen Kamm, aus hellem, echtem Schildpatt, in dessen Zähnen noch einige lange, dunkle Haare hafteten.

Darauf stellte er das Wasserglas mit einem „Bitte nicht berühren“ neben sich auf den Tisch. Mit einer kleinen Pinzette, die er seiner Ledertasche entnahm, zog er eines der Haare aus dem Kamm, holte dann ebenfalls aus der Ledertasche ein kleines, aber wunderbar präzise gearbeitetes Taschenmikroskop und spannte das Haar mit seinem einen Ende unter die Linse.

Nachdem er nur kurze Zeit durch das Mikroskop gesehen hatte, klappte er den kleinen Apparat wieder zusammen und setzte lächelnd seinen Hut auf.

„Ich glaube, wir sind hier zu Ende“, sagte er zu Wondra. „Du wirst wohl inzwischen auch die Bedeutung der verschiedenen Beweisstücke, die ich dir übergeben, erfasst haben. Ich will dir nun kurz auseinanderlegen, welche Ansicht ich auf Grund meiner Beobachtungen von dem vorliegenden Fall gefaßt habe.“

Die Augen der beiden Polizeibeamten hingen gespannt an den Lippen des Detektivs.

„Ihr seid hier, und das war meiner Ansicht nach, der Kapitalfehler von Anfang an, von einer ganz verkehrten Voraussetzung ausgegangen, indem ihr annahmt, daß ein Mann und eine Frau in die Angelegenheit verwickelt seien. Denn das stimmt schon nicht. Es kommt hier nur eine Frau in Frage, und zwar eine schicke, elegante Dame, die ein dunkles Kleid oder Kostüm getragen, wahrscheinlich von großer Gestalt ist, schwarze Haare hat und die Dreißig noch kaum überschritten haben dürfte, eher einige Jahre jünger ist.“

Die beiden Triestiner Polizeibeamten waren auf dem Gebiet der Kriminalistik gewiß keine Laien, aber dennoch konnten sie sich eines Gefühls des Erstaunens, gemischt mit Bewunderung, nicht erwehren.

Luz fuhr fort:

„Der Vorfall dürfte sich ungefähr wie folgt abgespielt haben:

Die Dame kam gegen sechs Uhr hierher, von Prohaska erwartet, denn er hat sein Hauspersonal entfernt, um mit ihr allein zu sein. Ob es sich um ein galantes Abenteuer gehandelt hat, weiß ich nicht, ebenso wenig möchte ich darüber ein Urteil abgeben, wie sich der Mord selbst, falls es sich überhaupt um einen solchen handelt, abgespielt, denn ich habe die Leiche Prohaskas nicht gesehen. Für das, was jetzt kommt, übernehme ich aber die Verantwortung. Die Dame ging nach der Tat in das Schlafzimmer hinüber, dort hat sie sich gewaschen und neu frisiert, und dabei muß sie ziemlich erregt gewesen sein, denn sie hat wohl kaum bemerkt, daß ihr Taschenkamm hinter den Waschtisch gefallen ist. Sie trank Wasser und hinterließ hier am Glas den schönsten Fingerabdruck, den man sich denken kann. Der Abdruck stammt von der rechten Hand einer Person mit kleinen Händen, also wahrscheinlich einer Frau. Diese ging dann in das Wohnzimmer zurück,

entledigte sich ihrer weiblichen Kleidung und verbrannte sie, ebenso wie ihren Hut, hier im Kamin. Die Schildkröte und die Nadel hier passen zusammen. Es war die Hutnadel. Die noch frische Asche zeigt, daß es sich um ein Kleid von dünnem, dunklem Stoff ohne Muster gehandelt haben muß. Die Metallknöpfe mit der eingestanzten Firma des Schneiders dienten wohl zum Rodverschlus, die großen Zierknöpfe hier waren außen angebracht.

Die Frau zog nun einen Anzug Prohaskas an, legte einen Hut von ihm auf, und verließ die Wohnung gegen halb neun Uhr. Im gleichen Augenblick kam der Pförtner, Herr Binerto, die Treppe herab. Der junge Mann, den er gesehen hat, war niemand anders als die Frau in einem Anzug Prohaskas.

Daß sie bei ihrem Kommen gut, ja elegant gekleidet war, läßt sich aus vielen Anzeichen unschwer erkennen.

Zuerst die Zutaten hier zum Kostüm. Wer solche Knöpfe trägt und bei Dupont u. Co., wenn ich nicht irre, der ersten Modefirma am hiesigen Platz, arbeiten läßt, geht nicht unmodern. Außerdem trägt nur eine Dame der eleganten Welt eine so schön gearbeitete Hutnadel und benützt echte Schildpattkämme, die bekanntlich sehr hoch im Preise stehen, ferner soll ja auch die von dir, Wondra, gefundene Haarnadel aus bester Qualität bestanden haben.“

„Das stimmt“, sagte Wondra. Es waren dies die ersten Worte, die er sprach.

Raspi schwieg nach wie vor. Er sah nur gespannt auf Luz, der ruhig fortfuhr: „Daß das Kostüm von dunkler Farbe und ohne Dessin war, zeigt die gefundene Asche; und die Größe der Dame muß über Mittel gewesen sein, denn ein Anzug des Feldmarschalleutnants, der ungefähr 1,70 Meter groß war, hat ihr so gut gepaßt, daß sie es wagen konnte, in dieser Verkleidung sich auf der Straße zu zeigen, ohne aufzufallen.“

Um das ungefähre Alter der Frau zu ermitteln, muß ich dich schon bitten, nachher einen Blick durch mein Mikroskop zu werfen. Was du bei einer ungefähr 250- bis 300fachen Vergrößerung an einem Haar alles erkennen kannst, Geschlecht, Alter, Pflege des Haares usw., hast du ja ebenso gut wie ich bei Professor Duchatelet in Lausanne gelernt. Meine Schlussfolgerungen sind so einfach und logisch, wie sie gar nicht einfacher sein können.“

„Donnerwetter ja!“ rief Wondra aus. „Einfach schon — und doch wäre ich nie so schnell auf das Resultat gekommen.“

„Bedauerlich genug“, sagte Luz nur.

„Nun gestatte eine Frage. Wie hat sich, deiner Ansicht nach, das Verbrechen abgespielt?“

Luz zuckte die Achseln. „Das weiß ich noch nicht“, sagte er. „Tatsache ist, daß die Frau auf dem runden Tisch vor dem Bücherschrank gestanden hat, ob zum Ausholen des tödlichen Schlags oder zu einem anderen Zweck? Ich weiß es nicht. Auf dem roten Umschlag des Journals ist ganz deutlich der Abdruck eines beschuhten Fußes, und zwar höchstwahrscheinlich eines

weiblichen Fußes, zu erkennen. Der Abdruck ist übrigens nicht gar zu klein. Ich möchte behaupten, daß die Frau mindestens Stiefelgröße 38 hat, eine weitere Vermutung, daß sie von Gestalt eher groß wie klein gewesen ist."

"Noch eine Frage. Du bist also für deine Person überzeugt, daß kein männlicher Komplize die Hand im Spiel hat?"

"Das mit dem Mann ist Unsinn. Du hast dich bedauerlicherweise in diese unbedingt irrige Ansicht so verrannt, daß die objektive Führung der Ermittlungen im voraus für dich zu einer Unmöglichkeit wurde."

"Was bedeutet aber dann das zum Teil gedrehte Bettuch?"

"Auch das weiß ich nicht. Jedenfalls hat es aber nicht dazu gedient, einen Mann bei hellem Tage durch das Fenster hereinzuziehen."

"Was ist in der Angelegenheit nun zu tun?" fragte Wondra.

Luz überlegte einen kurzen Augenblick.

"Vor allen Dingen", antwortete er, "muß der Fingerabdruck auf dem Glas sichergestellt und photographiert werden, das gleiche hätte mit dem Stiefelabdruck auf der Zeitschrift zu geschehen."

"Diese Arbeit überlasse mir", sagte Wondra. "Ich nehme die beiden Beweisstücke mit in mein Bureau und liefere dir schon in einer Stunde einen brauchbaren photographischen Abzug."

"Gut. Weiter muß sofort nach der Trägerin des hier im Kamin verbrannten Kostüms geforscht werden, deren Ermittlung in Anbetracht dessen, daß die Firma des Lieferanten auf den Metallknöpfen steht, nicht allzu große Schwierigkeiten verursachen dürfte."

Wondra zögerte einen Augenblick, bevor er nun mit seiner Bitte herausrückte.

"Willst du diesen Teil der Angelegenheit in die Hand nehmen, Karl Egon?" fragte er.

"Ja", sagte Luz nach kurzem Überlegen. "Der Fall interessiert mich."

Wondras Augen leuchteten auf.

"Weißt du, wo die Geschäftsräume der Firma Dupont u. Co. sind?"

"Ja", sagte Luz. "Die große Schneiderfirma auf dem oberen Korso. Ich bin ja schon mehrere Duzend Male dort vorbeigegangen."

"Korso Nr. 68", sagte Wondra. "Trotz des französisch klingenden Namens sind die Geschäftsinhaber gute Deutsche. Herr Kreislinger ist der Schneider und Herr Steiner der kaufmännische Leiter. Bestelle den Herren Kreislinger und Steiner Grüße von mir, und sie werden dir jede gewünschte Auskunft geben."

"Gut, Franz", sagte Luz und griff nach seinem Hut. "Dann wären wir hier zu Ende. Ich gehe zu Dupont u. Co. und bin in einer Stunde bei dir auf dem Bureau, inzwischen stellst du die Photographien fertig."

Wondra streckte seinem Freunde Luz spontan die rechte Hand hin. "Ich bin dir so herzlich dankbar, Karl Egon", sagte er, "daß du mir deine bewährte Hilfe zur Verfügung stellst."

"Rede nicht darüber", wehrte Luz höflich ab. "Erstens versteht es sich bei unserer alten Freundschaft von selbst, daß ich dich nicht im Stiche lasse, und zweitens, wie ich dir ganz offen zugebe, interessiert mich der vorliegende Fall viel zu sehr, als daß ich ihn aus der Hand geben möchte, bevor er ganz und gar geklärt ist."

"Dann ist's gut", sagte Wondra zu Raspi. "Jetzt haben wir gewonnenes Spiel. Wenn 'Dr. Luz's' eine Sache in die Hand nimmt, ist sie im voraus schon geklärt."

"Jawohl, Herr Oberkommissar", sagte Raspi ruhig, und ein bewundernder Blick streifte den großen, noch so jungen Kollegen. "Den Eindruck habe ich nun auch bekommen."

Darauf lehrten die Polizeibeamten nach dem Revier zurück, und Luz suchte sofort die Geschäftsräume der Firma Dupont u. Co. auf.

(Fortsetzung folgt.)

## Reinekes Brautfahrt.

Jagdplauderei von D. Flehner.

Draußen im winterlichen Forst donnert und kracht es, als würden Baumstämme von Riesenhäuten gepalmt. Die Bäume sind es, denen die grimmige Kälte durch Mark und Bein dringt, daß sie bis in die innerste Seele frieren und deshalb aufschreien vor wildem Weh. Zwischen dieses Klagen des schneeverhangenen Forstes mischt sich aber noch ein anderer Ton, der gewöhnlich in aufsteigender Tonleiter drei- oder viermal hintereinander ausgestoßen wird: "Kau! Kau! Kau! Kau!" Klingt es hart und gellend durch den nächtlichen Winterwald. Viele wissen nicht, wer der Urheber dieser Laute ist, und die einsamen Dorfbewohner, die es wissen, ziehen falsche Schlüsse. Sie sagen nämlich: "Es ist so kalt, daß die Füchse bellen!" Daß der Fuchs der nächtliche "Sänger" ist, stimmt wohl, die Annahme aber, es sei die Kälte, die ihn zu diesem Lautgeben veranlaßt, ist irrig. Reineke in seinem dichten roten und weißkrannigen Pelzmantel friert nicht; sein "Rufen" hat eine ganz andere Ursache: es ist der Schrei nach dem "Weibe", der Sehnsuchtslaut nach der roten Braut und bedeutet ins Menschliche übertragen: "Wo, wo bist du?" Nachdem er seine Kollarie mehreremal heruntergefaßt hat, wird ihm aus weiter Ferne die Antwort. Sie klingt etwas höher und dünner als die Frage und heißt: "Hier, hier bin ich!" Noch einige gegenseitige Strophen und "Bräutigam und Braut" haben sich gefunden. Er ist ein "Herr von Mäusebuhl" mit grünlich funkelnden Sehern, weißer Kravatte und prächtiger Standarte, durch die ein nervöses Bittern bis zur Blume läuft, und sie eine geborene "von Felsenad", raut und schlant, mit verführerisch duftender Viole. Beide haben im April des vorigen Jahres das Licht der Welt erblickt, was eigentlich nicht ganz stimmt; denn nicht das "Licht", sondern das "Dunkel" der Welt, die undurchdringliche Finsternis der Erdkammer umfing sie gleich in der ersten Minute ihres Daseins, und das eigentliche Licht des Tages, die Wärme, wonnige Maisonne haben sie erst einige Wochen später, als sie mit Milch der bösen Dentungsart und heißen Mäuschen aufgewappelt waren. Und nun sollte ihr erster Liebesfrühling beginnen. Die Begrüßung war gemessen und voll "Adel". Er erzählte dann von seinen Heldentaten zu Wasser und zu Land. "Na, na, zu Wasser?" Sie erlaubte sich Zweifel in die Wahrheit des Gesagten zu setzen. Da ereiferte er sich aber in echt jünglingshafter Überhebung und behauptete, schon mal einen Krebs gefaßt, eine Forelle erschnappt und sogar einen zusammengerollten Igel in das Wasser gefugelt zu haben, der dann, um nicht elendiglich zu erlaufen, seinen Stachelvorhang zurückklappen mußte und von ihm nun erwürgt und getressen werden konnte. Die Jungfähe war baff über das Gehörte, und ihre Zuneigung wuchs um ein Bedeutendes. Als der verliebte Bewerber ihr ewige "Treue" gelobte und schwur, sie gegen jeden Feind und auch gegen die älteren Semester seiner Sippe verteidigen zu wollen, da hatte sie die Überzeugung, den "Herrlichsten von allen" gefunden zu haben und gab ihm das Jawort; die Hochzeit sollte aber nicht übereilt werden.

Nun glaubte er gewonnenes Spiel zu haben und "ging" um die rote Dame herum, als kenne seine Bewunderung keine Grenzen. Besonders gut schienen ihm ihre herrliche, weißgeblumte "Schleppe" zu gefallen, die er mit gierig funkelnden Sehern und vibrierender Nase unschädlich lange betrachtete. Als er sich aber gar erstreckte, die auf- und abwippende Lunte mit der spitzen Nase zu berühren, da flog die noch etwas schüchterne "Braut" blitzschnell herum, ging gegen den verliebten Bräutigam in Front, und "schnapp" hatte er einen kräftigen Hieb im rechten Gehör, der ihn vor Schmerz laut aufklaffen ließ. Hätte er nicht eine so ausgezeichnete Kinderstube genossen und gewußt, was man einer Dame von altem Adel schuldig ist, er wäre ihr recht unsanft in das rote Nieder gefahren. So aber verbiß er den Schmerz, brachte die schmale Zunge heraus und schleuderte sie blitzschnell nach dem schweißenden Gehör, um dieses zu beledern. Leider erwies sich der geschmeibige "Fleischlöffel" aber als viel zu kurz, und verschwand deshalb bald wieder in seinem dreieckigen "Gehäuse".

Nun schnürte die freilustige "Jungfrau" davon und der Herr von Mäusebuhl hinterher in dem äußerst verlockenden Bewußtsein: jetzt führt sie mich nach ihrem Felsenloß, dort werde ich der Liebe Lust genießen. Als beide eine Waldblöße überquerten, kam ihnen von der andern Seite ein elegantes "Herr" entgegen. Sein Schnüzen war allerdings nicht ganz ebenmäßig, denn er machte mit dem linken Vorderlauf einen etwas kürzeren "Schritt" als mit dem rechten. Dies kam daher, daß er vor längerer Zeit in ein Eisen geraten war und, um wenigstens das nackte Leben zu retten, sich in grenzen-

Islem Heroismus herausgeschnitten hatte. Seit dieser furchtbaren Stunde waren die Borderläufe nicht mehr gleichlang, was ein unregelmäßiges Schnüren bedingte. . . . Seine feine Nase funktionierte aber noch tadellos, und er verfügte auf einem gewissen Gebiete über sehr reiche Erfahrungen. So war er denn auch sofort im Bilde und wußte, was sich hier vorbereitete. Kurz entschlossen verlegte er der roten „Jungfrau“ deshalb den Weg. Diese stuchte und äugte zurück nach ihrem „Verlobten“, was etwa bedeutete: Dufdest du diese Rüpel? Mit geflötetem Sang schob der „Jüngling“ an der Fähe vorbei und pflanzte sich so imponierend als möglich vor dem alten „Räkel“ auf. Verächtlich zog dieser die Lippen in die Höhe und überflog mit giftigen Blicken das junge Mädchen, um es im nächsten Augenblick zu überrollen, daß ihm Sehen, Hören und Lieben für den Augenblick verging und es sich knurrend seitwärts salvierte. Nun redete der Sieger den Kopf so hoch, als es gehen wollte, daß sein weißes Borstendick aufleuchtete, um sich gleich darauf artig zu verbeugen. „Das ist ja ein vollendeter Kavaller“, dachte die Fähe und ließ ihre grünen Seher wohlgefällig über den neuen Bewerber hingleiten. Als dieser sich nun aber ähnlich benahm wie der abgeschlagene Jungfähe, da bekam er auch eine ähnliche „Bachseife“, wie sie jener bekommen hatte, und weiter ging die Brautfahrt der drei; denn auch der „Jüngling“ folgte, immer noch hoffnungsvoll, dem Pärchen.

Als eine Waldwiese überquert wurde, stoppte der hinterste Rüde; er hatte etwas vernommen. Zurückäugend sah er einen weiteren Rivalen, der es sehr eilig hatte. Dieser war von ungefähr auf die Spur der Fähe gestoßen, und seine feine Nase verriet ihm sofort, was die Stunde geschlagen. So schnell als möglich folgte er der süßen Fährte, um die dreiköpfige Gesellschaft auf der Waldwiese einzuholen. Als auch der lahme Rüde den neuen Nebenbuhler entdeckte, machte er fecht und federte ihn giftig an. Dieser fadette aber nicht lange, sondern ging sofort zum Angriff über. Und nun entstand eine wilde Beikerei, die mit dem Unterliegen des Lahmen endigte. Der Sieger hatte vorläufig aber keinen weiteren Vorteil errungen, als daß er nach der üblichen Abfuhr, die auch ihm erteilt wurde, als erster der Fähe folgen durfte. . . . „Dwäh! Dwäh! Dwäh! Klang jetzt Lampes Klage durch die Winternacht. Einen Augenblick stuchte schon Rotbraut, um sich über die Richtung, aus der die Töne kamen, zu orientieren. Ihr angehenndes Liebesfeuer war erloschen; dagegen loderte die Flamme wilder Mordgier hoch in ihr auf. Wie ein Pfeil vom Bogen geschneit, lagte sie dahin, dem Jammergeschrei entgegen, die drei Rüden in der Reihenfolge ihres Hoffnungsrechtes hinter ihr her.

Unweit des Waldrandes befand sich ein verschneiter Komposthaufen. Hier schien der Entstehungsherd des Hasenklagens zu liegen. Vorsichtig schürte jetzt die Fähe, gefolgt von ihren Galanen, um den Haufen herum, als dieser unter heftiger Doppeldetonation zwei Flammenblitze ausspie, die die beiden stärksten Rüden auf das weiße Bahrtuch warfen.

Entsetzt schwenkte die hasenklüsterne Fähe ihre Standarte und verschwand, gefolgt von dem Junggrüden, in dem nahen Walde.

Nun löste sich ein weißes Gespenst von dem Haufen los und trat freudig erregt an die kostbaren Pelzträger heran. Es war der Jäger im Schneemantel und -kappe, der mit Hilfe seiner Hasenquäke die Roten berückt und zwei von ihnen zur Beute führte. . . .

In derselben Nacht aber feierte die Jungfähe in ihrem Schloß „Felsened“ mit dem Jugendliebsten die Hochzeit. . . .

## Die Insel des Wartens.

Ich gehöre nicht zu den Schriftstellern, die vorgeben, sie oder ihr Herr Großpapa hätten oder das erlebt. Ich berufe mich vielmehr auf einen Dritten. . . .

Also: ein guter Freund von mir hatte den Vorzug, auf einem hamburgischen Fischdampfer eine Hochseefahrt mitzumachen. Studienhalber. Denn er wollte die Leiden und Freuden der Bemannung eines solchen Fischdampfers auf hoher See selbst miterleben.

Die Mannschaft der Hochseefischdampfer gehört zu den am nachteiligsten vom Schicksal Bedachten der gesamten Seemannschaft. Sie bei einem solchen Fahrzeuge anzuheuern zu lassen, gilt meist nicht als Schritt aus Übermut oder Abenteuerdrang. Und doch würden sie — sagt mein Freund, ein Seemannskind — auf allen Bieren wieder zurückfrieren, würde man sie von ihrer See verjagen.

Zwölf, sechzehn wetterfeste Burshen, der Fischerinsel Finkenwärder zumeist, grüßen singend noch einmal die hamburgischen Türme, den ragenden Michel, des Sülbergs grüne Höb'n, den Bismard. . . .

Belaolands grüne Küste wird, halb wehmütig, gesichtet, und hinaus geht's in die weite, weite See. . . .

Draußen, um Doggerbank und am Faulen Grund, wo die Heringschwärme ziehen, wird's selbst manchem alten Fahrersmann oft ein wenig bekommen ums Herz. Brads und Klappen liegen ausgefät. . . . Wenn dabei ein Zeitungsleser erfährt, daß wieder ein Fischkutter nicht die Heimat fand — dann ist meistens wieder das Brackfeld um Doggerbank um eine Handvoll Trümmer vermehrt.

In Finkenwärder gehen dann die Menschen still und sehen umher. „Wedder'n door blewen. . . .“

Doggerbank! — Stürme und Orkane geigen dort fast ständig eine Hölle auf Erden. In den langen Monaten nach den Herbststürmen über 20 Grad Kälte. Nur zwei bis drei Stunden Tageslicht. Rät auch die Kälte alle Glieder knaden — unermüdlich steht die Bemannung an den Rufen. Wenn die Fische ans vereiste Deck kommen, sind sie selber schon eine unförmliche Eismasse.

Die Nahrung für die Seeleute? — Heißen Kaffee, dazu gebratene Fische.

Drei Wochen hindurch — ein vierte! — ein halbes Jahr! In Aberdeen oder Boston erreicht der Kabelbefehl der Reederei den Dampfer: „Ladung löschen — wieder hinaus!“ — Oder befreiende: „Heimkehr!“

Dahin aber, auf der Insel, im Fischerdorf — dort wirken und schaffen unverdrossen die blonden, heldischen Frauen: Mütter, Lebenskameraden, Bräute der wetterharten Gesellen. Es ist ein stilles, hangendes Leid um die Stirnen dieser Frauen. Sie sind Seemannskinder vom ersten Atemzug — könnten sie sonst Seemannsfrauen sein? Die tiefe, fromme Liebe zur See ist auch ihnen im Blut.

Ein stummes, harrendes Ausschauen — seewärts gerichtet — ist immer in ihren Augen. Ihr Glück, das Glück der Liebe ist immer nur von kurzer Dauer — dann blicken sie wieder stumm in endlose Fernen. . . .

Sie warten immer, diese heldischen Frauen. Auf das eine Wort mit warmem Klang: „Dor blin id wedder — mien leute Deern. . . .“

Sie wissen, wie das ist; Weinen im Wiedersehensglück! Denn um ihre blonden Scheitel kreist ohne Ende drohend des Schicksals. . . .

## Hygiene und Heilkunde

**Tanz als Heilmittel gegen Hysterie.** Ein italienischer Arzt, der interessante Untersuchungen über die Beziehungen zwischen dem Tanz und der Hysterie anstellte, kam zu dem überraschenden Ergebnis, daß der Tanz als vorzügliches Heilmittel gegen Hysterie anzusehen sei. Die Frauen, so ungefähr lauteten seine Ausführungen, die sich dem Tanz mit Leidenschaft und Hingabe widmen, verlieren alle Anzeichen der Hysterie und es ist zu beobachten, daß sich hysterische Anzeichen und Merkmale im Winter, in der Gesellschaftsaison, bedeutend weniger einstellen, als im Sommer. Die Bewegung ist eine Auslösung aller ruhenden Trägheitsmomente, und die Frauen, die hysterisch, gewohnt sind, sich nur mit sich selbst und ihren kleinen Sorgen, ihren körperlichen Leiden zu beschäftigen, verlieren im Tanz alle diese Sorgen und geben sich der auslösenden Musik und Bewegung hin. Dr. Doletti hat die Beobachtung gemacht, daß von 100 Frauen, denen man hysterische Störungen nachweisen konnte, 78 diese Störungen verloren, wenn sie einen Winter hindurch getanzt hatten. Die Frauen, die unter hysterischen Störungen litten und die plötzlich aus verschiedenen Gründen Gefallen am Tanze fanden, waren fast mit einem Schlage gesund zu nennen, wenn sie im Tanz ihre Unterhaltung und Befriedigung fanden. Dr. Doletti zog das Resultat seiner Betrachtungen aus verschiedenen Saisonjahrgängen. Und er konnte beobachten, daß 40 Prozent der hysterischen Frauen nach einem durchtanzten Winter ihre Störungen und Leiden verloren und sich den ganzen Sommer bei bestem Wohlbefinden befanden. Bei 20 Prozent der hysterischen Frauen stellte sich ein bedeutendes Nachlassen der Nervosität und Unruhe ein.

**Schmierseife als Bakterientöter.** Über die Desinfektionsfähigkeit der Seifen, die von deutschen Forschern verschiedentlich untersucht worden ist, hat der amerikanische Gelehrte Dr. John E. Walker neue Studien angestellt, von denen die „Mischau“ berichtet. Er hebt besonders die bakterientörende Wirkung der Schmierseife hervor und kommt zu dem Ergebnis, daß die Erreger der Lungenentzündung, der Diphtherie und der Blutvergiftung durch gewöhnliche Schmierseife vernichtet werden; auch Typhuskeime werden unschädlich gemacht, wenn zur Herstellung der Seife Kokosnuköl verwendet wird. Alle von ihm untersuchten Seifen zeigten bei höheren Temperaturen eine Ver-

stärkung der bakterientötenden Wirkung. Fast alle Seifen reichten aber nicht aus, um den Staphylococcus pyogenes aureus, einen der wichtigsten Eitererreger, abzutöten. Nur eine Natrium-Sarz-Seife erwies sich gegen ihn wirksam. Wascht man sich in gewohnter Weise die Hände, so enthält der Schaum etwa 8 Prozent Seife, die zur Abtötung der Bazillen der Lungenentzündung und Diphtherie genügen. Da aber auch das sorgfältigste Waschen den Staphylokokken nichts anhaben kann, so ist eine völlige Desinfizierung der Hände durch Waschen mit Seife nicht möglich. Die von Walter untersuchten „antiseptischen“ Seifen waren nicht wirksamer als Schmierseife, ja in vielen Fällen weniger wirksam.

## Neue Bücher

\* **Mevers Lexikon**. Siebente, völlig neu bearbeitete Auflage. Band 3 (Conti bis Engmäuer). (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.) Der soeben erschienene Band 3 des Lexikons mutet in hervorragendem Maße „technisch“ an. Dachstühle, Dachbedung und Decke, Dampfkessel, Dampfmaschine (10 Seiten), Dampfboote, Eisenbahnprüfung, Eisen (8 Seiten), Eisenbahnbau, Eisenbahnsicherung und Eisenbahnwagen, Elektrische Eisenbahn, Elektr. Maschinen (10 Seiten), Elektr. Meßinstrumente, Elektr. Licht und Elektrochemie, alles textlich und illustrativ auf modernster Höhe. In die Geologie führen Tafeln ein wie: Devonformation, Diluvium und Eiszeit; auch Diamanten sind dazu zu rechnen und die schönen farbigen Tafeln Dekorationsgesteine und Edelsteine, sowie Karten über Deutschlands nutzbare Mineralien und Deutschlands geologische Gestaltung. Stichproben aller Art überzeugen uns von der zweckmäßigen Darstellungsart, die man im „Mevers“ schon gewohnt ist. Auch auf allen sonstigen Gebieten überwiegt die Stoffmenge; es seien da nur noch die reichhaltige Auskunft über „Deutsches Reich“, die Bunttafeln über Deutsche Flaggen und Reichskleinodien, Deutsche Wappen, Tier europäischer Vögel, Elefant sowie Emailmalerei wenigstens genannt. Bei allem spürt man das gelungene Bestreben, den neuesten Stand der Dinge zu berücksichtigen und in den Vordergrund zu schieben. Daß dabei alles möglichst dem Verständnis des Allgemeinlesers angepaßt ist, entspricht der Aufgabe eines solchen Sammel-Lexikons; daß aber trotzdem ein recht weites Eindringen in das „Fach“ erreicht wurde, rechtfertigt ein hohes Lob für die Erfahrung und das Geschick des aus bald 200 hervorragenden Fachgelehrten bestehenden Mitarbeiterstabes.

= **Puccini. Sein Leben und sein Werk.** Von A. Fraccaroli. Deutsch von R. Fleischmann. (Stein-Verlag, Leipzig.) Dies ist die erste vollständige Biographie des 1924 verstorbenen Komponisten. Ein ihm persönlich nahestehender Freund und Bewunderer hat sie verfaßt. Ein Porträt des Maestro zielt das Buch, welches R. Fleischmann gewandt übersetzt hat. Die Lebensgeschichte Puccinis ist an sich einfach: ein schlichtes, ärmliches, doch frohmütiges, nur selten von leiser Melancholie beschattetes Dasein während der Studienzeit in Mailand — bis zum plötzlichen Erfolg der ersten Oper „Die Willkür“, und nun ein unerhört schneller und von Erfolg zu Erfolg führender Aufstieg zu Ruhm und Ehren! Ein glückliches Familienleben, eine herrliche Besitzung in Viareggio mit Park, Villa, Motorbooten, Autos und was sonst das Herz begehrt. Triumphe durch Italien, Deutschland, Frankreich, England und Amerika. „Selbstsam, sehr selbstsam“ — gestand Puccini seinem Biographen —, „wenn ich mir nicht diese Geschichte mit der Musikschreiberei eingebrocht hätte, wüßte ich nicht, was ich sonst angefangen hätte.“ Und er schrieb immer Musik, immer neue Opern; und während er die eine beendete, fahndete er schon auf ein neues Libretto. Trotzdem war er kein Vielschreiber; aber er hatte eine glückliche Hand und kannte das Theater aus dem Grunde: „Es hat seine bestimmten Gesetze“ — meinte er — „Interesse wecken, überraschen und rühren“. Auf dem Gipfel seines Lebensglücks — ein kurzer, aber schrecklicher Leidensweg zum Sterben —! Manche den deutschen Leser befreundende Einzelheiten des Buches — so die Aufzählung aller Hervorrufe bei den Premieren oder die eingehende Beschreibung der Operation und der Todesqualen in Brüssel mag man dem Verismo des italienischen Biographen zugute halten. O. D.

\* **Arthur Feiler: „Amerika — Europa“.** Erfahrungen einer Reise. (Frankfurter Societäts-Druckerei, Abtheilung Buchverlag, Frankfurt a. M.) Das Buch von Arthur Feiler umfaßt mit einem großen und sachverständigen Blick die Fülle der Erscheinungen, der wirtschaftlichen, sozialen, nationalen und allgemeinen Probleme, die zu den wichtigsten Zukunftsfragen Amerikas hinführen. Feiler beharrt nicht

hartnäckig auf den Irrtümern und Schlagworten, die ein für Europa günstiges Bild der Entwicklung um jeden Preis erzwingen wollen: Er läßt keine Beschränkung des Blickfeldes zu; alle Gebiete dieses großen, durch einheitliche Bedingungen geschlossenen Lebenskreises stehen ihm offen. Die klare Sachkenntnis, mit der die wirtschaftlichen Grundfragen des Landes in ihren großen Zusammenhängen aufgedeckt werden, ist schließlich bezwingend. Die Beurteilung der amerikanischen Probleme wird durch den Verfasser in neue, noch unbekannte Bahnen gelenkt.

\* **„Die Lehre vom Gelde“.** Von Professor Dr. Hero Moeller. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Die große Bedeutung des Geldes für die Wirtschaft haben wir in den letzten Jahren kennen gelernt, in denen das Geld aufgehört hatte, ein Wertmesser zu sein. Über geldpolitische Fragen herrscht selbst in den Kreisen der Praktiker des Geld- und Bankwesens vielfach Unklarheit. Ihnen wird der vorliegende Grundriß eine überaus wertvolle Einführung sein. Ein erster Teil behandelt die interessante Geschichte des Geldes vom Altertum bis zur Gegenwart. Ihm folgt als zweiter die Theorie des Geldes. Wesen, Stoff- und Warenwert des Geldes wird allseitig beleuchtet und der intermonetäre wie internationalistische Geldwert untersucht. Ein reiches Tatsachenmaterial wird hier dargeboten, so daß ein eindringliches Verständnis der Zusammenhänge entsteht.

\* **„Das Christentum in unserer Kultur“.** Von Professor D. Willy Lüttge. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Professor Lüttges Buch gibt in großen Linien eine Geschichtsphilosophie der christlichen Religion. D. h. es zeichnet erst die geschichtliche Wirklichkeit, die Fragen, die aus dieser Wirklichkeit sich aufzwingen, und den großen geistigen Kampf der Religionen in der Menschheit. Auch das Problem der Mystik, die scheinbar jenseits dieser Kämpfe und Gegensätze steht, wird behandelt. Als Antwort auf diese Fragen ergibt sich sodann die Stellung des Christentums zur Kulturphilosophie: eine innere Auseinandersetzung mit den geistigen Kräften, die neben in- und widereinander emporwachsen. Die Beziehungen von Erkenntnis und Wissenschaft, Geschichte und Kultur, Metaphysik und Religion werden geprüft. Von hier aus sucht sodann Verfasser das Irrationale der Religion, das lebensmächtig Unbegreifliche, zu verstehen, zu begründen und die in der eigenwilligen Gestalt des Lebens hervortretende Wahrheit des Gottesgedankens zu erfassen.

\* **„Was Jedermann von den neuen Steuer- und Aufwertungsgesetzen wissen muß“.** Nach dem neuesten Stande für den praktischen Gebrauch gemeinverständlich bearbeitet von Dr. jur. Kailer. (Gebr. Teismann, Verlag, Osnabrück.) Der Vorzug des Büchleins besteht in der knappen aber doch erschöpfenden und gemeinverständlichen Behandlung sämtlicher Steuergesetze, nicht nur der neuen, sondern auch der noch gültigen älteren. Verschiedene Tabellen und überall eingestreute Beispiele erleichtern das Verständnis. Auch das Zollwesen hat Berücksichtigung gefunden. Als Anhang sind der Posttarif und Abhandlungen über eventuelle Steuerersparung und Steuerreklamation abgedruckt.

\* **„Wechsel- und Scheckkunde“.** Von Dr. rer. vol. Adolf Bieth. Lindes kaufmännische Bucherei, Band 10. (Industrieverlag Spaeth u. Linde, Berlin W. 10.) Infolge der eingefügten Skizzen und Beispiele läßt das Werk an Klarheit nichts zu wünschen übrig, ohne aber an Vollständigkeit einzubüßen! In allen Fragen ist der neueste Rechtsstand beachtet, besonders ausführlich ist die Wechselsteuer behandelt, worüber noch so außerordentlich viel Unklarheit im geschäftlichen Leben herrscht. Das Buch dürfte nicht nur dem praktischen Geschäftsmann ein Führer und Berater, sondern auch dem Studierenden und dem Schüler der höheren Handelslehranstalten ein willkommenes Lern- und Handbuch sein.

\* **„Blühender Blödsinn“.** 1000 Witze von Ernst Marisch. (Max Hesses Verlag, Berlin W. 15.) Ein gutes Witzbuch ist selten. Das vorliegende macht seinem Titel alle Ehre. Die 1000 Witze und Anekdoten sind durchweg schlagend, mit fein herausgearbeiteter Pointe. Der Autor hat, wie er angibt, seine Witze auf 20jährigen Berufsreisen an Stammtischen, im Eisenbahnabteil, auf Wandertouren, an Bord des Schiffes, im Kaffeehaus, auf Festlichkeiten, in den Garderoben der Kabarets und Varietés gesammelt. Man kann sich darnach ungefähr denken, welche mannigfaltige Fülle sprudelnden Witzes dabei zusammengekommen ist.

\* **„Adele Gerhards: „Pflüger“.** Roman. (Fr. Wilh. Grunow, Verlag, Leipzig.) Menschen, die „Votschaft sind“, Menschen einer neuen gottesfürchtigen Welt schreiten durch das Buch, stark geschaut, auf daß man an sie glaubt und das Neue ahnt und fühlt, das sie verkörpert.